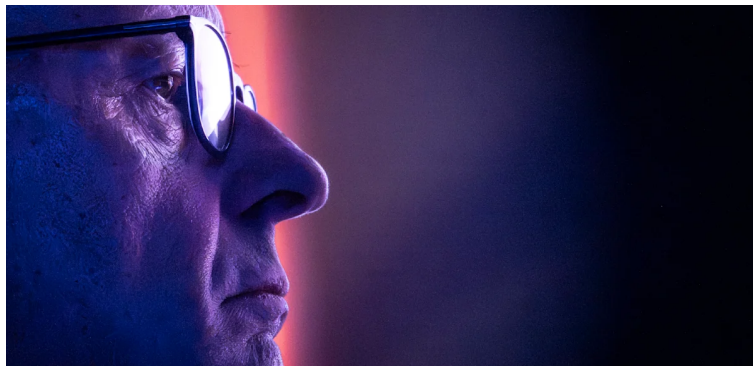


## *Wie das Bürgerinnen-und-Bürger-Deutsch uns langsam umprogrammiert*

Von Fabian Payr

Veröffentlicht am 09.02.2026 | Lesedauer: 9 Minuten



Er macht längst auch mit: Bundeskanzler Friedrich Merz

Quelle: Boris Roessler/dpa

Doppelnennungen gelten als halbwegs akzeptable Form des Genderns. Doch wer so spricht, verwirklicht einen jahrzehntealten Plan zur Vermännlichung einer neutralen grammatischen Form. Die Wirkung dieser linguistischen Taktik ist schon überall zu spüren.

Der Schriftsteller Jan Weiler äußerte 2019 in einem Interview zum Gendern: „Sobald es um Binnen-I's und Sternchen und so weiter geht, bin ich raus.“ Er ergänzte: „Ich bin Künstler, ich liebe Sprache und ich gehe mit der Sprache um – und ich lasse mir nicht einsagen, wie ich schreiben soll.“ Wer Weiler nun als einen Kritiker der „geschlechtergerechten Sprache“ eingeordnet hat, der stolpert bei der Lektüre seines Romans „Munk“ (2024) über zahlreiche Doppelformen: Der auktoriale Erzähler spricht von „Partnerinnen und Partnern“, „Kolleginnen und Kollegen“ und „Lehrern und Lehrerinnen“. Mit dem sprachästhetisch wenig reizvollen Beidnennungs-Gendern kann sich der Autor offenbar arrangieren. An Weilers Abneigung gegen Sonderzeichen hat sich indessen vermutlich wenig geändert, denn über seinen Protagonisten Munk schreibt er: „Für ihn lasen sich genderte Texte wie Bekennerschreiben von linksterroristischen Attentätern: moralistisch, wichtigtuerisch, pädagogisch und uncharmant.“

Unter allen Formen des Genderns genießt die Doppelnennung heute die größte Akzeptanz und die weiteste Verbreitung – selbst bei Menschen, die mit dem Gendern ansonsten wenig anfangen können. Auch Politikern aus dem konservativen Lager gehen die Sprechformeln „Bürgerinnen und Bürger“ oder „Wählerinnen und Wähler“ mittlerweile gut geübt über die Lippen – etwa Friedrich Merz, von dem im Wahlkampf 24/25 noch viel Kritik an der Gendersprache zu hören war. Nicht jeder meistert die Doppelnennung, denn sie erfordert sprachlichen Mehraufwand. Bei Olaf Scholz verschliff sie sich oft zu „Bürger und Bürger“.

Die Doppelnennung ist neben der Sternchenschreibweise „Mitarbeiter\*innen“ oder der Partizipialform „Mitarbeitende“ eine von vielen Gendertechniken, die nur einem Zweck dienen: den Gebrauch des sogenannten generischen Maskulinums zu umgehen. Seit den 80er-Jahren spricht die feministische Sprachkritik dieser grammatischen Form die Fähigkeit ab, Personen auf geschlechtsneutrale Weise zu bezeichnen. Die von dieser Denkrichtung beeinflusste Duden-Redaktion schreibt in ihrem Online-Wörterbuch über das generische Maskulinum, es sei „nicht immer eindeutig, ob nur männliche Personen gemeint sind oder auch andere“.

Der grammatischen Form wird mithin Missverständlichkeit nachgesagt, sie mache Frauen unsichtbar und zementiere die Vormachtstellung des Mannes. Versuche wurden unternommen, diesen Vorwurf mit psycholinguistischen Studien zu untermauern. Deren Aussagekraft ist jedoch sehr begrenzt, da die gemessenen Effekte meist schwach ausfallen und die Tests den notwendigen sprachlichen Kontext häufig unzulässig verkürzen.

Wer Doppelnennungen verwendet, trägt dazu bei, das generische Maskulinum als unzureichend erscheinen zu lassen. Die Nutzung dieser Sprachform dürfte freilich nur selten dem Bedürfnis entspringen, die eigene Sprache in Einklang mit genderlinguistischen Thesen zu bringen. Der Philosoph Alexander Somek geht vielmehr davon aus, dass das Gendern die Praxis unseres Schreibens schon so verändert habe, „dass es zu unterlassen als Ablehnung von Gleichstellung und Ausdruck der Missachtung von Frauen und Minderheitsgeschlechtern gedeutet werden könnte“. Ein solcher Sprachgebrauch wäre folglich weniger Ausdruck persönlicher Überzeugung als vielmehr eine Form voraussetzenden Gehorsams.

Dass ausgerechnet die Doppelnennungen unter allen Genderformen das Rennen zu machen scheinen, muss vor allem eine gesellschaftliche Gruppierung frustrieren: die Queer-Community. Sie war es, die das Projekt Gendersprache in letzter Zeit maßgeblich vorangetrieben hat und sich für Sonderzeichen wie den Genderstern eingesetzt hat. Die erklärte Absicht war, nonbinäre Geschlechtsidentitäten sprachlich sichtbar zu machen.

Die Beidnennung allerdings bekräftigt genau das binäre Geschlechtsverständnis, das LGBTQ-Akteure eigentlich überwinden wollen. Ironie der Geschichte: Ihr Engagement für eine „inklusive Sprache“ hat mit der Beidnennung eine Form des Genderns hervorgebracht, die im Hinblick auf Diversgeschlechtlichkeit weitaus exklusiver ist als das bekämpfte generische Maskulinum. Unter seinem Dach könnten alle Geschlechtsidentitäten Platz finden. Beidnennung indessen schließt es aus.

Die Doppelnennung gilt ihren Befürwortern als Gebot der Höflichkeit; man sage ja schließlich auch „Sehr geehrte Damen und Herren“. Das klingt auf den ersten Blick plausibel. Tatsächlich werden hier aber unterschiedliche kommunikative Situationen miteinander verwechselt. Bei der konventionellen Anredeformel handelt es sich um eine direkte Ansprache. Die Doppelnennung kommt hingegen meist bei der Rede über Dritte zum Einsatz, etwa im Satz „Der Stromausfall trifft Tausende Berliner“. Das Höflichkeitsgebot der direkten Ansprache lässt sich nicht auf die Rede über Dritte übertragen.

Ist Gendern mit Beidnennung tatsächlich ein Ausdruck von Höflichkeit? Zweifel sind angebracht, denn Sprachformeln wie „Münchnerinnen und Münchner“ vermitteln den Eindruck, sie unterstellten den Menschen eine begrenzte Auffassungsgabe. Jeder weiß, dass in München Frauen und Männer leben. Besteht die Gefahr, dass beim Wort „Münchner“ in den Köpfen des Publikums ausschließlich die Gruppe der männlichen Münchner aufscheint? Im Regelfall nicht. Wozu also der sprachökonomisch fragwürdige Aufwand?

## **„Betreutes Sprechen“**

Gleiches gilt für „Italienerinnen und Italiener“, „Europäerinnen und Europäer“ oder „Nutzerinnen und Nutzer“. Bereits beim geschlechtsneutralen Maskulinum Italiener, Europäer oder Nutzer versteht jedes Kind – ohne auch nur einen Moment nachdenken zu müssen –, dass gemischtgeschlechtliche Gruppen gemeint sind. Der kognitive Aufwand, ein generisches Maskulinum angemessen zu verstehen, ist ausgesprochen gering. Dennoch behelligt man die Menschen mit „betreutem Sprechen“ (Joachim Gauck) – als müsse ihrer Auffassungsgabe beständig auf die Sprünge geholfen werden. Höflichkeit oder Zumutung?

Was das Gendern außerdem zu einer problematischen Kommunikationsform macht, ist sein belehrender Gestus. Unablässig wird hervorgehoben, dass die Menschheit nicht nur aus Männern, sondern auch aus Frauen besteht. Der ständige Subtext lautet: „Vergiss nicht, es sind auch Frauen dabei!“ Diese unerbetenen Nachhilfestunden in Sachen Gleichstellung sind pädagogisch übergriffig. Man scheint der moralischen Mündigkeit der Adressaten nicht über den Weg zu trauen und setzt auf fortwährende gleichstellungspolitische Unterweisung. So erweist sich Gendern als Bevormundungsdeutsch. Das betrifft aber mehr die Sprache als ihre Sprecher, denn es wäre unfair, gendernden Zeitgenossen pauschal zu unterstellen, sie hielten ihre Zuhörer für begriffsstutzig oder moralisch belehrungsbedürftig.

Wenn Menschen Gendersprache nutzen, so geschieht dies aus einer Vielzahl von Motiven. Einige tun es in dem Glauben, so einen Beitrag zur Geschlechtergerechtigkeit zu leisten. Andere wiederum passen sich einfach einer herrschenden Sprachmode an oder streben nach konformem Verhalten, um Konflikte zu vermeiden. Nicht wenige beugen sich dem Druck ihres beruflichen Umfelds. Schließlich gibt es auch solche, die gendern, um ihre Zugehörigkeit zu einem bestimmten Milieu zu signalisieren.

Neben den genannten kommunikativen und sozialen Aspekten führt der forcierte Gebrauch von Beidnennungen langfristig zu Verschiebungen auf der Ebene der Wortbedeutung – ein gewichtiger Aspekt, der in der bisherigen Debatte bislang viel zu selten beleuchtet wurde. Die grammatische Kategorie Maskulinum wird durch Doppelnennungen zunehmend mit der Information „männlich“ aufgeladen. Im Rahmen der Paarformel „Lehrer und Lehrerinnen“ tritt das Maskulinum in seiner spezifischen Variante auf: Es bezeichnet eine männliche Person. Die ständige Verknüpfung mit der Bedeutung „männlich“ kann dazu führen, dass die geschlechtsneutrale Bedeutungsebene des Maskulinums neben seiner spezifischen allmählich verblasst.

Dann würde genau das eintreten, was manche Genderlinguisten heute schon behaupten: Das Genus Maskulinum diene in seiner primären Bedeutung der Bezeichnung männlicher Personen. Die Duden-Redaktion etwa vertritt diesen in der Sprachwissenschaft umstrittenen Standpunkt. Er basiert – wie letztlich das gesamte Konzept der „geschlechtergerechten Sprache“ – auf einer problematischen Vermengung von grammatischem Geschlecht (Genus) mit dem biologischen (Sexus). Genus ist eine innersprachliche Kategorie – Sexus bezeichnet hingegen das biologische Geschlecht einer Person.

Der verstärkte Gebrauch von Doppelnennungen verfolgt genau diesen Zweck der bedeutungsmäßigen Aufladung. Luise Pusch, eine der Mitbegründerinnen der „geschlechtergerechten Sprache“, schrieb bereits 1984: „Wenn wir Frauen auf dem Femininum bestehen, machen wir damit das Maskulinum geschlechtsspezifisch: In Ausdrücken wie Kolleginnen und Kollegen ist Kollege geschlechtsspezifisch, bezieht sich nur auf Männer. Wenn maskuline Bezeichnungen sich nur auf Männer beziehen können, sind sie, per definitionem, nur noch geschlechtsspezifisch und nicht mehr ‚auch geschlechtsneutral‘, wie bisher über sie behauptet wird. Sie bekommen damit den gleichen Status wie die weiblichen Bezeichnungen, die auch nicht ‚neutral‘ für das andere, männliche Geschlecht stehen können.“

Was Pusch hier beschreibt – die gezielte „Vermännlichung“ einer grammatischen Kategorie durch Beidnennungen – ist de facto eine Strategie zur Beseitigung des generischen Maskulinums. Die in der deutschen Sprache seit Langem etablierte geschlechtsneutrale Lesart des Maskulinums soll dabei systematisch getilgt werden. Von der feministischen Linguistik wird sie als in die Sprachstruktur eingeschriebene Manifestation des Patriarchats gedeutet. Ob eine völlige Tilgung sprachstrukturell überhaupt möglich wäre, ist jedoch zweifelhaft.

Bereits die Bildung eines Wortes wie „Lehrerin“ setzt voraus, dass die Basisform „Lehrer“ eine geschlechtsneutrale Lesart zulässt. Wäre dies nicht der Fall, würde das Wort „Lehrerin“ eine Person bezeichnen, die zugleich männlich und weiblich ist – oder einen männlichen Lehrer, der auch weiblich ist. Die Basisform „Lehrer“ muss also – folgt man den Prinzipien der Logik – in diesem Kontext geschlechtsneutral sein. Ähnliches gilt für die üblichen Verwendungen generischer Maskulina. Wenn von „allen Münchnern“ die Rede ist, ergibt sich aus dem Kontext, dass eine gemischtgeschlechtliche Gruppe gemeint sein muss.

Der gewichtigste Kritikpunkt an der Doppelnennung ist jedoch ein anderer. Gendern läuft Gefahr, das zu produzieren, was es zu bekämpfen vorgibt: Sexismus. So formulierte die Schriftstellerin Nele Pollatscheck 2020 in einem viel beachteten Artikel im „Tagesspiegel“: „Gendern ist eine sexistische Praxis, deren Ziel es ist, Sexismus zu bekämpfen.“ Der Sexismus besteht darin, dass die Sprachpraxis der Sichtbarmachung die Relevanz von Geschlecht als soziales Unterscheidungsmerkmal ständig herauskehrt. Man muss sich tatsächlich fragen, ob es der Gleichberechtigung zuträglich ist, Menschen ständig in unterschiedliche Geschlechterschubladen zu verfrachten. Muss man die Münchner in „Münchnerinnen und Münchner“ separieren, so als wäre das weibliche Münchnersein grundverschieden vom männlichen? Oder die Italiener in „Italienerinnen und Italiener“ aufsplitten, als sei Italien von zwei verschiedenen Spezies besiedelt?

Wie geschlechterunkompliziert geht es da doch im Englischen zu: „Italians“. Ein Wort für alle mit dem Merkmal „italienisch“. Das Beidnennungs-Deutsch hingegen ist Ausdruck einer Geschlechtertrennung, die wir eigentlich längst überwunden haben.

Das Engagement für Geschlechtergerechtigkeit ist selbstverständlich ein legitimes und wichtiges Anliegen. Auch die Sprache kann dabei in den Blick genommen werden. Befürworter des Genderns müssen sich jedoch die Frage stellen, ob die von ihnen propagierten sprachlichen Mittel diesem Ziel zuträglich sind. Die Beidnennung kann als Maßnahme zur Förderung der Geschlechtergerechtigkeit nicht überzeugen. Sie ist kein Ausdruck von Respekt oder Höflichkeit, sondern von Misstrauen: gegenüber der Sprache, gegenüber ihren Sprechern und gegenüber der Fähigkeit von Menschen, Gleichberechtigung auch ohne permanente Belehrung zu denken.

***Der studierte Germanist und Musiker Fabian Payr ist Autor der Bücher: „Von Menschen und Mensch\*innen. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören“ (Springer Nature) sowie gemeinsam mit Dagmar Lorenz „Genderzwang. Wie Sprachpolitik die Freiheit des Sprechens gefährdet“ (Königshausen und Neumann, Frühjahr 2026).***

© PREMIUM-GRUPPE GmbH 2026

Ein **Axel Springer** Unternehmen

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen <https://epaper.welt.de>